

## Vortrag von Dr. Uwe-Karsten Plisch am 14. Juni 2014 in der Ev. Akademie Hamburg

### 100 Jahre danach – Gefahr gebannt?

### Fortwirkungen von Kriegslegitimation in die Gegenwart

#### *0. Biografische Vorbemerkungen*

Mein Vater wurde am 1. August 1917 geboren, exakt am dritten Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs. Deshalb bekam er als zweiten Vornamen einen Wilhelm verpasst.

In seiner ostpreußischen Heimatstadt besuchte er ein humanistisches Gymnasium, an dem er nicht nur Griechisch belegte, sondern auch Hebräisch. Sein Berufswunsch – Theologie – stand zu dieser Zeit bereits fest. Nach dem Abitur 1936 wurde er allerdings erst einmal zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, anschließend zur Wehrmacht. Vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges überrascht, dehnte sich sein Dienst in der Wehrmacht, die er als Hauptmann verließ, bis zum Kriegsende 1945.

Da mein Vater während des Krieges geheiratet hatte, musste er nach dem Krieg vor allem eine Familie ernähren – an Studium war nicht zu denken. Dass ich hier und heute als Theologe zu ihnen spreche, ist also, wenn sie so wollen, auch eine Spätfolge des Ersten Weltkrieges.

Ich selbst habe ebenfalls eine deutsche Armee von innen kennengelernt: Die Nationale Volksarmee der DDR, übrigens, soweit mir bekannt, die einzige deutsche Armee, die nie einen Krieg geführt hat – eine der vielen schrägen Pointen der Weltgeschichte.<sup>1</sup> Absolviert habe ich meinen Wehrdienst 1983-85 als Bausoldat (der einzigen legalen Möglichkeit der Kriegsdienstverweigerung in der DDR) in Prora auf Rügen, kaserniert im unvollendeten KdF-Bau, dem Koloss von Prora, und abgestellt zum Bau des Fährhafens Mukran, mit dem die DDR eine sichere Nachschublinie zur Sowjetunion unter Umgehung des unsicheren Polens schaffen wollte. Andere Bausoldaten hatten weniger Glück. Ein Freund von mir diente auf dem Militärflugplatz in Laage, wo er etwa im Winter die Start- und Landebahn schneefrei zu halten hatte. Heute ist dort das erste Eurofighterengeschwader, das *Luftwaffengeschwader 73 „Steinhoff“*, stationiert, benannt nach Johannes Steinhoff, Jagdflieger der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg, Oberst, Ritterkreuzträger mit 176 Abschüssen, später ranghöchster NATO-Offizier und nach seiner Militärzeit im Aufsichtsrat von Dornier. Heute arbeite ich als theologischer Referent für die Evangelische StudentInnengemeinde in Deutschland, deren Gründungsvater, Georg Michaelis, 1917 für 100 Tage (eher erfolgloser) Reichskanzler war, von Paul Althaus gleichwohl begrüßt als „Hindenburg unserer Reichsleitung“.

Ich erwähne diese biografischen Splitter aus zwei Gründen. Zum einen, um noch einmal vor Augen zu führen, dass unser Leben gleichermaßen von Kontinuitäten (die wir uns nicht immer selber aussuchen) wie von Brüchen bestimmt ist, wir also ein historisches Gepäck mit uns herumschleppen, das wir nicht ablegen können, selbst wenn wir wollten, zum anderen, weil meine Sozialisation in der ostdeutschen kirchlichen Friedensbewegung Einfluss auf meine Bewertung staatlichen wie kirchlichen Friedenshandelns hat.

#### *1. Theologische Einleitung*

Da ich nun einmal als Theologe zu Ihnen spreche, möchte ich mit dem beginnen, was für mich eine oder vielmehr die evangelische Kernkompetenz ist, die leitmotivisch in diesem

---

<sup>1</sup> Die NVA hat auch nicht – wie an dieser Stelle gern eingewendet wird – am Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen 1968 in die ČSSR teilgenommen. Die Legende von der Beteiligung der NVA hielt sich in der DDR (und anderswo) hartnäckig und wurde von offizieller Seite – wohl um der unverbrüchlichen Waffenbrüderschaft der Vertragsarmeen willen – auch nie dementiert. Widerlegt wurde der Mythos erst von Rüdiger Wenzke, Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Potsdam: ders., *Die NVA und der Prager Frühling 1968. Die Rolle Ulbrichts und der DDR-Streitkräfte bei der Niederschlagung der tschechoslowakischen Reformbewegung*, Berlin 1995.

Vortrag auch immer wiederkehren wird: verantwortliche Schriftauslegung im öffentlichen Raum.

Zitat: Josua 10

6 Da sammelten sich und zogen hinauf die fünf Könige der Amoriter ... mit ihrem ganzen Kriegsvolk und belagerten Gibeon und kämpften gegen die Stadt.

...

7 Da zog Josua hinauf von Gilgal und das ganze Kriegsvolk mit ihm und alle streitbaren Männer. 8 Und Gott sprach zu Josua: Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich habe sie in deine Hände gegeben. Niemand unter ihnen wird vor dir bestehen können.

9 So kam Josua plötzlich über sie; denn die ganze Nacht war er heraufgezogen von Gilgal.

10 Und der Gott erschreckte sie vor Israel, dass sie eine große Schlacht schlugen bei Gibeon, und sie jagten ihnen nach, den Weg hinab nach Bet-Horon, und schlugen sie bis nach Aseka und Makkeda hin.

11 Und als sie vor Israel flohen den Weg hinab nach Bet-Horon, ließ Gott große Steine vom Himmel auf sie fallen bis Aseka, dass sie starben. Und von ihnen starben viel mehr durch die Hagelsteine, als die Israeliten mit dem Schwert töteten.

12 Damals redete Josua mit Gott an dem Tage, da Gott die Amoriter vor den Israeliten dahingab, und er sprach in Gegenwart Israels: Sonne, steh still zu Gibeon, und Mond, im Tal Ajalon! 13 Da stand die Sonne still und der Mond blieb stehen, bis sich das Volk an seinen Feinden gerächt hatte. Ist dies nicht geschrieben im Buch des Redlichen? So blieb die Sonne stehen mitten am Himmel und beeilte sich nicht unterzugehen fast einen ganzen Tag.

14 Und es war kein Tag diesem gleich, weder vorher noch danach, dass Gott so auf die Stimme eines Menschen hörte; denn Gott stritt für Israel.

Am Ende dieser kriegerischen Episode, von der hier nur ein Auszug gegeben ist, werden die fünf Könige schließlich gefangen, öffentlich gedemütigt, getötet und ihre Leichen an Bäume gehängt und zur Schau gestellt.

Es handelt sich bei diesem Bibeltext zunächst um religiös grundierte Kriegspropaganda aus der guten alten Zeit, als die Größe eines Sieges noch in der Zahl der getöteten Feinde bemessen wurde und Gott immer auch Kriegsgott war, der Herr Zebaoth, Herr der Heerscharen. Exegeten haben die Verwendung von Elementen assyrischer Kriegspropaganda festgestellt und nebenbei enthält die Geschichte mit dem Motiv der stillstehenden Sonne auch die denkbar größte militärische Allmachtsfantasie der ganzen Heiligen Schrift. Dass die Geschichte so nicht geschehen sein kann, ebensowenig wie Jerichos Mauern durch Trompetenstöße zum Einsturz gebracht wurden, lehrt uns neben der historischen Forschung auch unser physikalischer Sachverstand, gleichwohl ist das ein schwacher Trost. Die historische Forschung versteht die Landnahmegeschichten inzwischen als nachträgliche Geschichtsdeutung aus später Zeit, nach dem babylonischen Exil. Die Allmachtsfantasie von der stillstehenden Sonne ist also eher ein Hoffnungsschimmer der Ohnmächtigen. Aber wie groß muss diese Ohnmacht gewesen sein, dass sie solch reziproke Allmachtsfantasien hervorbringen konnte? Als Frage bleibt, ob es wirklich zwangsläufig und unabwendbar ist, dass die ganz Ohnmächtigen sich die Umkehrung der Verhältnisse so vorstellen, dass sie einfach nur den Spieß umdrehen?

Ein solch schlichtes „Gott mit uns“ wie in diesem Bibeltext, der auch gut als Vorlage für eine Kriegspredigt im Ersten Weltkrieg hätte dienen können, ist heute, auch und gerade nach dem Versagen der Kirchen im Ersten (und Zweiten) Weltkrieg nicht mehr möglich und theologisch und kirchlich sicher auch nicht gewollt, jedenfalls in diesem Land. Die Kreuzzugsrhetorik des wiedergeborenen Christen G.W. Bush steht auf einem anderen Blatt und ist heute nicht das Thema.



Koppelschloss Erster Weltkrieg



Koppelschloss Zweiter Weltkrieg

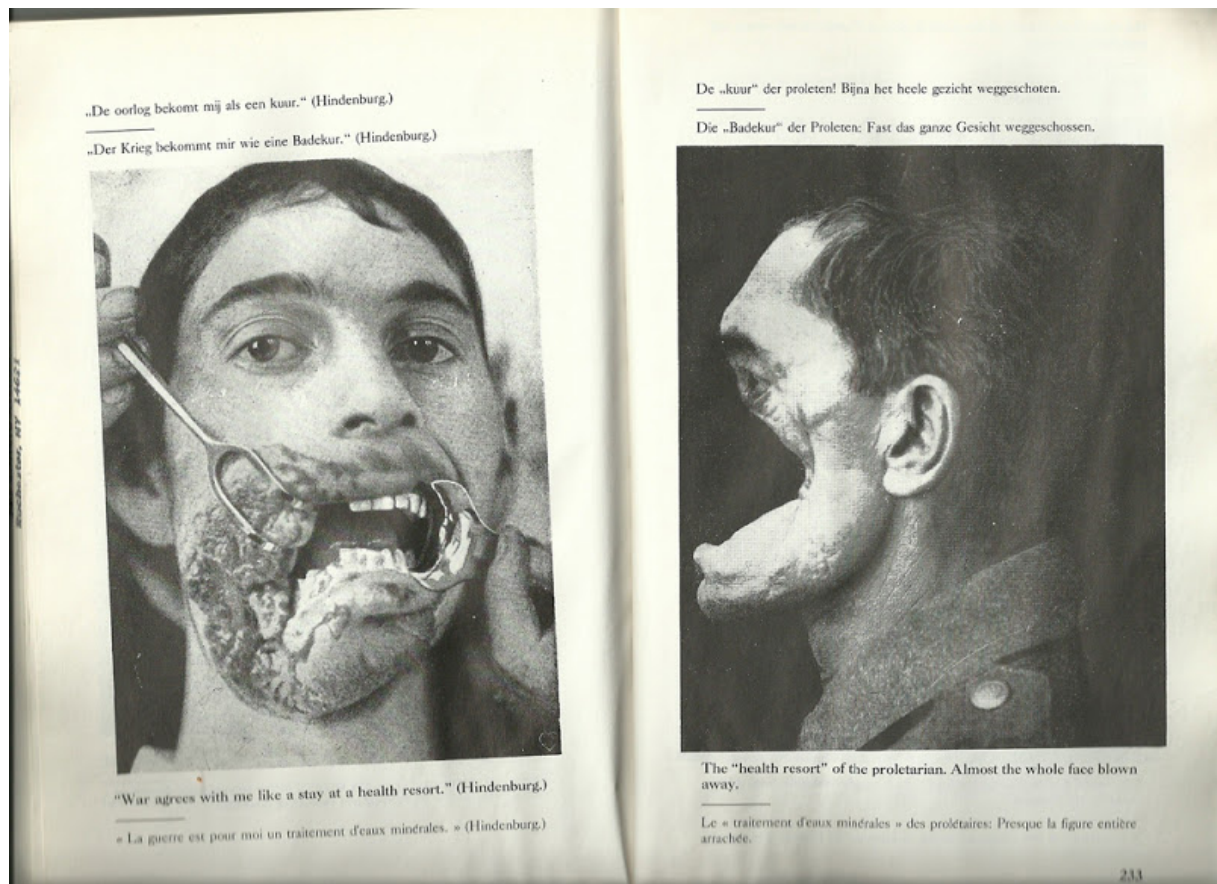
## 2. Was der Krieg mit Menschen macht

1929 erschien Erich Maria Remarques Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues“ als Buchausgabe und erreichte binnen weniger Monate eine Auflage von mehr als einer halben Million Exemplaren. Neben eindrucklichen Schilderungen des Gas- und Stellungskrieges enthält das Buch im 5. Kapitel auch ein langes Gespräch der Protagonisten – hauptsächlich Gymnasiasten, die von ihrem Klassenlehrer zur „freiwilligen“ Meldung an die Front gedrängt worden waren – über die Zeit nach dem Krieg.<sup>2</sup> Das durch Gertrude Stein, Ernest Hemingway und andere sprichwörtlich gewordene Motiv von der „verlorenen Generation“ klingt hier ebenfalls an. Das in der Schule erworbene Wissen hat sich an der Front als unnütz erwiesen und der Krieg hat die Soldaten für das zivile Leben unbrauchbar gemacht: „Der Krieg hat uns für alles verdorben.“ Der Abschnitt schließt mit dem Fazit: „Wir sind Flüchtende. Wir flüchten vor uns. Vor unserem Leben. Wir waren achtzehn Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben; wir mußten darauf schießen. Die erste Granate, die einschlug, traf unser Herz. Wir sind abgeschlossen vom Tätigen, vom Streben, vom Fortschritt. Wir glauben nicht mehr daran; wir glauben an den Krieg.“

In diesem Jahr erschien im Chr. Links Verlag Berlin das Buch „Operation Heimkehr“, in dem Afghanistan-Heimkehrer der Bundeswehr von ihren Erfahrungen berichten. Ich stieß auf das Buch durch einen Radiobeitrag, in dem die beiden Herausgeberinnen, die Journalistin Ulrike Scheffer und die Fotografin Sabine Würich, von der Entstehung des Buches berichteten. Zur Ursprungslegende des Buches gehört die Beschäftigung der Fotografin Sabine Würich mit Fotos von Gesichtsverletzten aus dem Zweiten Weltkrieg. Das erinnerte mich zunächst an das Buch „Krieg dem Kriege“ (zuerst erschienen 1924) des deutschen Pazifisten Ernst Friedrich, der mit Fotografien Kriegsverletzter des Ersten Weltkrieges den Schrecken des Krieges und den Krieg als Verbrechen unmittelbar anschaulich machen wollte. Neben Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“ ist Friedrichs Buch einer der Klassiker der Antikriegsliteratur.

---

<sup>2</sup> Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues, Berlin 1929, 87-91. Im mündlichen Vortrag ausführlich zitiert.



Seite aus „Krieg dem Kriege“ mit Hindenburgs berühmtem Zitat, der Krieg sei ihm wie eine Badekur bekommen. Laut [onlinestreet.de](http://onlinestreet.de) gibt es in Deutschland derzeit 60 Hindenburgstraßen, davon allein vier in Hamburg.

Die Problemstellung der Hauptautorinnen ist indes eine andere; schon der Titel des Buches mit seinem militärischen Zungenschlag könnte hellhörig machen. Sie beklagen, dass die Soldaten im Auslandseinsatz und die Zivilisten an der Heimatfront heute keine „Schicksalsgemeinschaft“ mehr bilden (O-Ton in dem erwähnten Radiointerview), das Leiden der Soldaten den Menschen in der Heimat mithin nicht mehr vor Augen stehe. Dass sich das Leid deutscher Soldatinnen und Soldaten der öffentlichen Wahrnehmung entzieht, hängt allerdings auch damit zusammen, dass sich das äußerlich wahrnehmbare Leid deutscher Soldaten numerisch in Grenzen hält. 50 gefallene deutsche Soldaten in Afghanistan sind einerseits 50 tote Menschen zu viel, andererseits für 10 Jahre Krieg eben vergleichsweise wenig, besonders, wenn man bedenkt, dass an nur einem Tag in Afghanistan auf Befehl eines deutschen Oberst (heute General) etwa dreimal so viele afghanische Zivilisten zu Tode gekommen sind. Allerdings täuschen die relativ geringe Zahl deutscher Gefallener und die scheinbare Kleinheit der Kontingente über die tatsächlichen Verhältnisse. Traumatisierungen sind zudem nicht so augenfällig wie ein weggeschossener Unterkiefer. Inzwischen haben etwa 300.000 deutsche Soldaten wieder Kriegserfahrung und leben unter uns. Eine unbehagliche und beunruhigende Vorstellung, nicht zuletzt im Lichte von Remarque. Das Buch „Operation Heimkehr“ wurde u.a. unterstützt vom Bundeswehrverband, dem Reservistenverband, der evangelischen und katholischen Militärseelsorge. Es enthält so ziemlich genau das, was man daraufhin erwarten kann. Und man kann sicher sein, dass kein Porträt, das dort abgedruckt ist, nicht vorher die Militärzensur passiert hat.

Zu meiner Überraschung fand sich in Heft 3/2014 (S. 17) der militaristischer Umtriebe gewiss unverdächtigen Zeitschrift PublikForum ein ganzseitiger, völlig unkommentierter Abdruck

eines der Soldatenporträts aus „Operation Heimkehr“, aus dem ich zwei erhellende Passagen zitieren möchte. Der Zeitsoldat Andreas Timmermann-Levanas berichtet:

„Als ich in einem Berliner Gymnasium von meinen Erfahrungen berichtet habe, bin ich auf offene Ohren gestoßen. Während viele Lehrer und Eltern fanden, die Bundeswehr habe in der Schule nichts zu suchen, waren die Schüler sehr interessiert. Der Saal war voll, die Schüler saßen auf dem Boden, sogar auf den Fensterbänken. Die wollten genau wissen, was wir machen: was wir essen, wie wir untergebracht sind oder ob es Internet für die Soldaten gibt. Sie haben aber auch gefragt: Wie fühlt ihr euch, wenn ihr selber schießen müsst? Wie fühlt ihr euch, wenn ihr danach zurückkommt? Als ich aus Afghanistan zurückkam, fühlte ich mich als Kriegsheimkehrer, doch hier hat mich niemand verstanden.“

Das Zitat berührt das sensible Feld „Bundeswehr und Schule“. Die Kritik von Eltern und Lehrern (<http://www.rwagner.eu/Schule-ohne-Militaer/som.html>) am Auftreten von Bundeswehrsoldaten in Schulen, die hier gegen das Interesse der Schüler ausgespielt wird, richtet sich aber gar nicht gegen authentische Erlebnisberichte von Kriegsheimkehrern, sondern gegen die massiv zunehmenden Versuche der Bundeswehr, mittels Rahmenverträgen mit Kultusministerien und in Gestalt zahlreicher gut ausgebildeter Jugendoffiziere die Schulen zu erobern und dort die mit professionell erstellten Spielen wie POL&IS unter dem Deckmantel von „Information“ und „Bildung“ unter Minderjährigen für die Bundeswehr zu werben.

Und weiter:

„Die Amerikaner wissen genau, wie viele Veteranen später obdachlos sind, wie viele kriminell werden oder sich das Leben nehmen. In Deutschland ist zwar jeder Hund registriert, die Zahl der Einsatzveteranen und die Auswirkungen ihrer Erfahrungen auf die Gesellschaft sind aber völlig egal. Die Deutschen wollen keine Veteranen haben.“

Von den pauschalen (und in Teilen sicher unzutreffenden) Behauptungen einmal abgesehen, der entscheidende Satz ist der letzte: „Die Deutschen wollen keine Veteranen haben.“ Die Botschaft ist klar: Wir sollen aber wieder Veteranen haben wollen. Interessanter wären die Fragen: *Warum* wollen „wir“ keine Veteranen haben? *Warum* werden „Veteranen“ obdachlos, kriminell oder nehmen sich das Leben? Daran, dass „wir Deutschen“ keine „Veteranen“ wollen, wird es doch wohl nicht liegen. Selbstverständlich wird hier auch nicht die Frage nach dem Zweck und den Ursachen aktueller Kriegseinsätze der Bundeswehr gestellt oder die nach der individuellen Verantwortung des einzelnen Soldaten für seine Berufswahl.

So ganz stimmt die Sache mit den ungewollten Veteranen übrigens nicht. Ein erster Schritt in Richtung Re-Etablierung des Soldaten als besondere Menschenklasse (nichts anderes ist die Kategorie „Veteran“) war die Einweihung des „Ehren“mals der Bundeswehr: Am 8. September 2009 wurde im Bendler-Block des Bundesministeriums für Verteidigung, also an einem nichtöffentlichen Ort, das Ehrenmal (vulgo: Kriegerdenkmal) der Bundeswehr eingeweiht. Der damalige evangelische Militärbischof Dr. Martin Dutzmann hielt dabei zur religiösen Untermauerung eine Andacht. Diese Andacht ist ein Armutszeugnis für den deutschen Protestantismus. Um diese Behauptung zu untermauern, ist es nötig, die Ansprache des Militärbischofs in Gänze zu zitieren, schon, um sich nicht dem Vorwurf der Manipulation mit Zitaten auszusetzen (Quelle: EKD-Pressemitteilung 08.09.2009):

„Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, der HERR aber sieht das Herz an.“ (1. Samuel 16, 7) So heißt es sprichwortartig in der Bibel im ersten Buch Samuel. Um das Sehen und um das Ansehen von Menschen geht es in diesem Bibelwort, und darum geht es auch, wenn heute das Ehrenmal für die Toten der Bundeswehr der Öffentlichkeit übergeben wird. Es geht um das Sehen und um das Ansehen derer, die „für Frieden, Recht und Freiheit“ ihr Leben ließen.

Das Ehrenmal soll zunächst sehen helfen. Bürgerinnen und Bürger sollen das künstlerisch

gestaltete Bauwerk betrachten und die Namen der Toten lesen. Aus dem von dem Herrn Bundespräsidenten diagnostizierten „freundlichen Desinteresse“ der Gesellschaft an der Bundeswehr soll im wörtlichen Sinn ein Interesse werden, ein Dabeisein. Die verstorbenen und die lebenden Mitglieder unserer Streitkräfte haben einen Anspruch auf ein solches Interesse.

Sie haben ein Recht darauf, durch die Gesellschaft wahrgenommen zu werden. Bei der Gefahr, in die sich Soldatinnen und Soldaten begeben, handelt es sich ja nicht einfach um ein persönliches Berufsrisiko und erst recht nicht um ein privates Abenteuer. Die Bundeswehr tut ihren Dienst im Namen aller Deutschen.

Neben dem Sehen geht es aber auch um das Ansehen der im Ehrenmal namentlich genannten Menschen. Das Ansehen der Toten der Bundeswehr soll gemehrt, ihre Reputation erhöht werden. Es ist ja nicht einfach eine Gedenkstätte, die wir heute der Öffentlichkeit übergeben, sondern ein Ehrenmal.

An dieser Stelle zögern kritische Zeitgenossen. Sie sehen ein Dilemma. Einerseits gibt es Grund zur Dankbarkeit: Die hier namentlich genannten Menschen haben schließlich unseren Frieden, unser Recht und unsere Freiheit verteidigt und dafür mit dem Leben bezahlt. Andererseits lässt der Blick auf unsere deutsche Geschichte kritische Fragen aufkommen: Ist die Ehrung nicht der Verehrung, der Heldenverehrung, zu nah verwandt? Und hat nicht solche Heldenverehrung zwei schuldhaft vom Zaun gebrochenen Weltkriegen zweifelhaften Glanz verliehen?

In der sogenannten postheroischen Gesellschaft stellen wir uns daher die Frage nach einem verantwortlichen Weg: Wie können wir die Toten der Bundeswehr ehren, ohne sie zu heroisieren?

Wie können wir ihrer dankbar gedenken, ohne sie zu Helden hochzustilisieren? Den Weg weist uns das eingangs zitierte Bibelwort: „Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, der HERR aber sieht das Herz an.“ (1. Samuel 16, 7)

„Ein Mensch sieht, was vor Augen ist.“ Wir sollen ergänzen: Mehr sieht er nicht. Diese nüchterne Feststellung mahnt uns, die wir sehen und ansehen, gedenken und ehren, zur Bescheidenheit. Wir dürfen nicht zu viel wollen, wenn wir das Leben und Sterben anderer Menschen betrachten. Bei der Gestaltung des Ehrenmals für die Toten der Bundeswehr wurde diese Mahnung ernst genommen. Was sehen Menschen, die das Ehrenmal der Bundeswehr besuchen? Sie sehen die Namen von Soldaten und Zivilisten, die im Dienst für Frieden, Recht und Freiheit zu Tode kamen. Was sie nicht zu sehen bekommen, sind die jeweiligen Umstände des Todes. Der Betrachter weiß nicht, wer im Gefecht fiel, wer bei einer Dienstreise tödlich verunglückte oder wer seinem Leben selbst ein Ende setzte. Und selbst wenn der Besucher des Ehrenmals das alles sähe, so wüsste er doch nicht, was die dort genannten Menschen im Innern bewegte. Es bleibt verborgen, wer ängstlich und wer mutig, wer einsam und wer gesellig, wer traurig und wer glücklich war. Es bleibt unsichtbar, wer sein Leben bewusst einsetzte, wem es auf tragische Weise genommen wurde und wer so verzweifelt war, dass er nicht mehr leben konnte. Und ganz bestimmt erfahren wir nicht, wer vielleicht ein Held war und wer nicht.

„Ein Mensch sieht (nur), was vor Augen ist.“ Manchen mag das beunruhigen. Deshalb ist es gut, dass das Bibelwort einen zweiten Teil hat: „Der HERR aber sieht das Herz an.“ Der Herr, unser Gott, weiß, was wir Menschen fühlen und denken. Er kennt unsere Wünsche und unsere Träume. Er sieht unseren Kummer und unsere Angst. Er weiß auch, was die Menschen bewegte, deren Namen im Ehrenmal der Bundeswehr genannt sind. Das befreit die Besucher des Ehrenmals zu dankbarem Gedenken an die Toten und macht jede Heldenverehrung überflüssig.

„Der HERR aber sieht das Herz an.“ Gott ist an uns Menschen zutiefst interessiert. Dieses Interesse Gottes an uns hat in Jesus Christus Gesicht und Gestalt bekommen. So lesen wir es im zweiten Teil der Bibel, dem Neuen Testament. In Jesus Christus war Gott mitten unter

uns Menschen und in Christus wird er bei uns bleiben „bis an der Welt Ende.“ Er bleibt auch bei jenen, die ihr Leben im Einsatz für Frieden, Recht und Freiheit verloren. **Wer das glauben kann, der wird am Ehrenmal nicht nur dankbar der Toten der Bundeswehr gedenken, sondern sie zugleich in Gottes Frieden geborgen wissen.** (Hervorhebung von mir)

Dieser Friede Gottes, der höher ist als unsere menschliche Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Zunächst einmal ist natürlich die Errichtung eines solchen Ehrenmals an sich problematisch, weil es den Soldaten zu einer besonderen Menschenklasse erhebt. Ein so pauschal Geehrter ist eben nicht mehr Bürger in Uniform. Bürger, die ihr Leben zum Wohle des Gemeinwesens riskieren, gibt es schließlich auch außerhalb der Bundeswehr. Und Soldaten sind ja auch keineswegs tapferer als andere Menschen, sie haben nur, unter bestimmten Bedingungen, mehr Angst, und das zu Recht. Aber niemand käme auf die Idee, ein Ehrenmal für Feuerwehrleute, Taxifahrer, Polizisten oder von Hunden gebissene Briefträger zu errichten. Und dieses Bundeswehrehrenmal ist ausdrücklich *allen* Toten der *Bundeswehr* gewidmet, was die Sache nicht besser, aber komplizierter macht. Geehrt werden nicht nur die vergleichsweise wenigen, die in den letzten Jahren in den Kriegseinsätzen der Bundeswehr im Ausland gefallen sind, sondern auch jene, die von betrunkenen Kameraden überfahren wurden, bei Manöverunfällen zu Tode kamen oder auf ungeklärte Weise über Bord gingen, sich auf Wache erschossen oder meinten, alte sowjetische Boden-Luft-Raketen ließen sich mit ein paar gezielten Hammerschlägen entschärfen. Nicht berücksichtigt sind die Armeetoten der DDR, also im Dienst gestorbene Angehörige der Nationalen Volksarmee, seien sie von betrunkenen oder flüchtenden Kameraden überfahren oder erschossen worden, bei Manöverunfällen zu Tode gekommen, hätten sich auf Wache erschossen oder seien beim Herumspielen mit Munition in die Luft geflogen.

Wenn ein Prediger sich in diesen Kontext begibt, also zur Einweihung eines Ehrenmals für tote (Bundeswehr-)Soldaten spricht, ist das zunächst eine politische Entscheidung. Die kann man richtig finden oder falsch, es ist zunächst eine mögliche Entscheidung. Und wahrscheinlich kann ein Prediger, der diese politische Entscheidung fällt oder für den sie getroffen wird, bei einer solchen Gelegenheit nicht *alles* sagen. Er darf aber auch nicht *nichts* sagen. Das ist der eigentliche Skandal dieser Ansprache, nämlich ein theologischer. Welche Reflexionsmöglichkeiten hätte der zitierte Bibelvers geboten! Schließlich ist dem Menschen auch sein Verstand geschenkt, mit dessen Hilfe er hinter die bloß sichtbare Oberfläche dringen kann. Stattdessen fügt die Ansprache dem Bibelzitat „Der Mensch sieht, was vor Augen ist“ den Satz hinzu: mehr nicht. Dabei bietet das Ehrenmal Anknüpfungspunkte zur soldatischen und politischen Lebenswirklichkeit die Menge. Die Bundeswehr verlor beispielsweise in Friedenszeiten allein 116 Piloten bei Abstürzen des berüchtigten Kampflugzeugs Starfighter, weil ein korrupter Verteidigungsminister die Anschaffung eines Flugzeuges durchgesetzt hatte, das nicht fliegen konnte. Ironischer (oder vielmehr obszöner) Weise ist heute nach diesem, in allen Ehren verstorbenen Minister ein Flughafen benannt. Eine theologisch so banale und alle Klippen vermeidende Ansprache aber, die schließlich sogar in die religiöse Überhöhung des Soldatentodes mündet, ist bloßer religiöser Zierrat, eine ästhetische Affirmation des Politischen (ob dieses nun an sich problematisch ist oder nicht). Wenn aber Protestanten ihr Ureigenes und -eigentliches, nämlich verantwortliche Schriftauslegung im öffentlichen Raum, als bloße Funktion von Ästhetisierung begreifen (?), richten sie den Protestantismus selbst zu Grunde.

### 3. Krieg und Politik

Christopher Clarks „Die Schlafwandler“ wurde im vergangenen Jahr allenthalben als „Buch des Jahres“ gefeiert, nicht zuletzt im Feuilleton der FAZ, und stürmte die Bestsellerlisten. Die

Gründe für diesen Erfolg scheinen u.a. darin zu liegen, dass Clark mit seiner Analyse „wie Europa [schlafwandlerisch] in den Ersten Weltkrieg zog“, ein Gegengewicht zur legendären Fritz-Fischer-Kontroverse von 1962 zu bieten scheint, man das Buch mithin auch als Relativierung der deutschen Kriegsschuld lesen kann, ob das nun Clarks Intention entspricht oder nicht. „Schlafwandlerisch“ mutet aber jedenfalls auch die Art und Weise an, mit der der Westen, russische Interessen komplett ignorierend (um das mindeste zu sagen), in die aktuelle Ukraine-Krise getaumelt ist.

Zum Klickhit auf youtube avancierte in jüngster Zeit die Wutrede von Außenminister Frank-Walter Steinmeier, der während einer Europa-Wahlveranstaltung von Krakeelern im Publikum als „Kriegstreiber“ beschimpft wurde und daraufhin zu einer menschlich sympathischen, vom üblichen Politsprech befreiten Gegenattacke ansetzte: zu sehen auf <https://www.youtube.com/watch?v=AX5m5swD-QU>.

Da in Rage die normalen Kontrollfunktionen aussetzen, ist Steinmeiers Wortwahl überaus aufschlussreich. Der entscheidende Satz seines Ausbruchs lautet: „Der Sozialdemokratie muss man nicht sagen, warum wir für Frieden kämpfen, nicht der deutschen Sozialdemokratie!“ Abgesehen davon, dass der Satz mit seinem Wechsel von der dritten zur ersten Person syntaktisch leicht schief ist, ist Steinmeiers Reaktion besonders aus zwei Gründen bemerkenswert. Steinmeier wird von den Protestierern persönlich als Kriegstreiber beschimpft, hätte also sagen können: „Man muss mir nicht erklären ..., der ich mich Tag und Nacht um eine diplomatische Lösung der Ukraine-Krise bemühe ...“. Das tut er aber nicht, sondern versteht die Schmähung – vielleicht zu Recht – als Angriff auf die deutsche Sozialdemokratie. Damit verschanzt er sich aber zugleich hinter einer kollektiven Größe, die größer ist als er selbst, zieht mithin die Verteidigungsmauer deutlich höher als eigentlich nötig gewesen wäre – ein Ausdruck von schlechtem Gewissen? Sprache ist verräterisch. Steinmeiers – für sich genommen ja nahezu sinnfreier – Verteidigungssatz evoziert natürlich die Frage: Warum muss man der deutschen Sozialdemokratie nicht sagen, was es heißt, für den Frieden zu kämpfen? Diese Frage wird von Steinmeier nicht beantwortet, man darf also darüber spekulieren, woran er denkt. Denkt er an Willy Brandt, der als politisch Verfolgter Asyl im Ausland bekam (respektive an all die anderen von den Nationalsozialisten verfolgten Sozialdemokraten)? Denkt er an Willi Brandts Kniefall in Warschau, der die sozialdemokratisch bestimmte Entspannungspolitik wesentlich befördert hat? Denkt er an Gerhard Schröders Nein zum Irakkrieg?

Oder denkt Steinmeier, der sich als Protestant natürlich auch mit dem schlechten Gewissen auskennt, gewissermaßen theologisch um die Ecke an die dunklen Flecken in der Geschichte der Sozialdemokratie, etwa in dem Sinne: Gerade weil wir um unser Versagen in der Vergangenheit wissen, muss man uns nicht erklären ...? Denkt er also beispielsweise an die Zustimmung der SPD zu den Kriegskrediten 1914 und/oder an die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die mit Wissen und Duldung von Noske und Ebert geschah?<sup>3</sup> Denkt er an die Zustimmung der SPD zum völkerrechtswidrigen Kosovo-Krieg, der von Rudolf Scharping unverdrossen mit dem gefälschten „Hufeisenplan“ begründet

---

<sup>3</sup> Dieser letzte Punkt hat während meines Vortrages für eine gewisse Unruhe gesorgt, weshalb er hier noch etwas unterfüttert werden soll. Nach dem Tod von Waldemar Pabst, dem Hauptverantwortlichen an der Ermordung von Liebknecht und Luxemburg, wurde in seinem Nachlass die Abschrift eines Briefes aus dem Jahr 1969 gefunden: „Daß ich die Aktion ohne Zustimmung Noskes gar nicht durchführen konnte – mit Ebert im Hintergrund – und auch meine Offiziere schützen mußte, ist klar. Aber nur ganz wenige Menschen haben begriffen, warum ich nie vernommen oder unter Anklage gestellt worden bin. Ich habe als Kavaliere das Verhalten der damaligen SPD damit quittiert, daß ich 50 Jahre lang das Maul gehalten habe über unsere Zusammenarbeit.“ (zitiert nach Klaus Gietinger, Der Konterrevolutionär. Waldemar Pabst – eine deutsche Karriere, Hamburg 2009, S. 394). Das Szenario ist historisch durchaus plausibel, nicht zuletzt, weil auch Pabsts Mittäter nie ernsthaft juristisch verfolgt wurden; der Mordprozess war eine Farce. Pabst selbst bekannte zudem in einem Interview, Noske am Tag vor dem Mord telefonisch konsultiert zu haben.



wurde, oder an die Aushöhlung des verfassungsmäßigen Rechts auf Asyl, an dem sich auch die deutsche Sozialdemokratie in den letzten Jahren und Tagen tatkräftig beteiligt hat? Vielleicht denken die Krakeeler, die Steinmeier einen Kriegstreiber schimpfen, aber nicht nur an die Ukraine, sondern auch an den Auftritt von Steinmeier, Gauck und von der Leyen auf der Münchner Sicherheitskonferenz im Januar dieses Jahres? Gaucks – inzwischen mehrfach wiederholtes – Werben für mehr deutsche Kriegseinsätze ging durch die Medien und dürfte vielen noch präsent sein.<sup>4</sup> Sein wohlhabgewogener Verweis auf militärische Mittel als *ultima ratio* ist dabei nicht mehr als eine allzu wohlfeile *captatio benevolentiae*, solange er nicht mit der Forderung einhergeht, die *ersten* Mittel der Konfliktlösung wenigstens genauso zu alimentieren wir das letzte.

An Zynismus nur schwer zu überbieten ist der von Ursula von der Leyen gebrauchte und medial ebenfalls häufig zitierte Satz: „To sit and wait is not an option“ – als bestünde die Alternative zu Kriegseinsätzen lediglich in Rumsitzen und Nichtstun. Von der Leyen benutzt hier das klassische Mittel des Anbietens von Scheinalternativen, mit dem Eltern gerne ihre kleinen Kinder verarschen (solange diese darauf reinfallen): Du kannst dich jetzt waschen gehen oder gleich ins Bett – such dir’s aus! Die drei Reden von Gauck, Steinmeier und von der Leyen auf der Münchner Sicherheitskonferenz ähneln sich nicht nur in der Argumentation, sondern teilweise bis in die Wortwahl. Das ist kein Zufall. Sie beruhen alle drei auf einem Dokument mit dem Titel „Neue Macht – Neue Verantwortung“. Diese Studie ist das Ergebnis des Projekts „Elemente einer außenpolitischen Strategie für Deutschland“, einer gemeinsamen Initiative des German Marshall Fund of the United States und der Stiftung Wissenschaft und Politik (einem regierungsnahen think tank)<sup>5</sup> und wurde durch den Planungsstab des Auswärtigen Amts gefördert.

Ehrlicher als diese verklausulierte Neudefinition von „Verantwortung“ ist das folgende Werbevideo der Bundesmarine: <https://www.youtube.com/watch?v=86ELBWLNdmg>. Es beginnt mit Mutter und Kind vor einem Obst- und Gemüseregal mit der traurigen Aufschrift: „Heute keine Bananen!“ Die anschließende Argumentation ist genregemäß schlicht: „Bananen kommen über’s [sic!] Meer“ – „Unser Wohlstand hängt wesentlich vom Handel über die Weltmeere ab. – „Der Handel über die Weltmeere erfordert sichere Seewege.“ – [Geschützfeuer] – „Eine starke Marine schützt diese Seewege.“ Garniert ist das ganze mit den üblichen Bildern aus der Abteilung „Faszination Technik“, fröhlichen Marinesoldaten und – soldatinnen und eben etwas Geballer. Ganz unverhohlen wird hier für Wirtschaftskriege geworben und unwillkürlich denkt man an Horst Köhler, den ersten Bundespräsidenten, der zurücktrat, weil er die Wahrheit gesagt hatte, und sein Eingeständnis, dass Deutschland selbstverständlich Wirtschaftskriege führe.

Als gelernter DDR-Bürger habe ich zu Bananen natürlich ein ganz eigenes Verhältnis. Hätten wir jedesmal Krieg führen wollen, wenn es in der Kaufhalle keine Bananen gab, wären wir aus dem Kriegführen gar nicht herausgekommen. Das Beispiel Bananen ist aber auch aus einem anderen Grund heikel: Wer sich einmal ernsthaft damit beschäftigt hat, unter welchen menschenverachtenden Bedingungen konventionelle Bananen erzeugt werden, greift ohnehin lieber zu einem einheimischen Apfel.<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Besonders aufschlussreich ist die folgende Ausführung Gaucks auf der Münchner Sicherheitskonferenz: „Ich muss wohl sehen, dass es bei uns – neben aufrichtigen Pazifisten – jene gibt, die Deutschlands historische Schuld benutzen, um dahinter Weltabgewandtheit oder Bequemlichkeit zu verstecken.“

<sup>5</sup> Dem Stiftungsrat, der die *Unabhängigkeit* der von der Stiftung betriebenen Forschung überwachen soll, gehören u.a. Peter Altmaier, Hans-Ulrich Klose, Hans Peter Keitel vom Bundesverband der deutschen Industrie als Präsident, Jürgen Fitschen von der Deutschen Bank und Wolfgang Ischinger, 2008 Vorsitzender der Münchner Sicherheitskonferenz, an.

<sup>6</sup> Natürlich wirbt die Bundeswehr nicht nur mit Bananen, sondern z.B. – mit denselben Bildern und Texteinblendungen – auch mit Handys für Kriegseinsätze (<http://www.youtube.com/watch?v=H-WlQfisbO8>). Für Handys benötigt man Coltan. Coltan gibt es im Kongo. Seit 2006 ist die Bundeswehr im Kongo.



BILD-Sonderausgabe November 1989: Kaiser's verteilt an Zonis Bananen.

#### 4. Kirche und Krieg

Hierzu drei vergleichsweise aktuelle Beispiele.

– Beispiel 1: Militärbischof Dutzmann fordert Hausrecht für Feldjäger

Der schon erwähnte evangelische Militärbischof Martin Dutzmann hat 2013 – kurz vor Ausscheiden aus seinem Amt – angeregt, dass Kirchgemeinden bei staatlichen Trauerfeiern für gefallene Soldaten in ihren Räumlichkeiten das kirchliche Hausrecht der Einfachheit halber doch bitte gleich auf die Feldjäger der Bundeswehr übertragen mögen. Begründung: „Das Bundesverteidigungsministerium trägt die Gesamtverantwortung für die Trauerfeier. Dazu gehört auch die Verantwortung für die Sicherheit der Teilnehmenden. Aus Gründen der Gefahrenabwehr und um Störungen vermeiden zu können, wird der Kirchenvorstand in der Regel gebeten, für die Dauer der Trauerfeier das Hausrecht an die Feldjäger der Bundeswehr zu übertragen.“

Im Klartext: Lästige DemonstrantInnen für Frieden sollen leichter entfernt werden können. Das kann die Militärpolizei sicher besser als so ein armer verschreckter Kirchenvorstand. Es ist zunächst ein ungeheuerlicher Präzedenzfall, dass eine Kirche ihr Hausrecht an das Militär abtreten und damit ein Jahrtausende altes religiöses Recht ohne Not und freiwillig preisgeben soll (1.Könige 2,28f). Und die dreiste Forderung erhebt nicht etwa ein Verteidigungsminister oder General, sondern ein evangelischer Theologe, sei es auf Geheiß, sei es in vorausseilendem Gehorsam!

Bemerkenswert ist weiterhin, dass die bislang eher geringe Anzahl staatlicher Trauerfeiern in kirchlichen Räumen gut ohne Übertragung des Hausrechts auskam. Die Zahl gefallener Soldatinnen ist ja noch überschaubar und längst nicht alle Angehörigen wünschen eine solche pseudoreligiöse Zeremonie samt Auszug des Katafalks unter den Klängen der Nationalhymne.

Offenbar rechnen die Bundeswehr – oder die Militärseelsorge oder beide – aber mit einer baldigen Zunahme deutscher Kriegstoter und infolgedessen mit zunehmenden Protesten und möchten schon einmal vorbauen.

Was aber geschieht, wenn in einer solchen Kirche gleichzeitig ein Kirchenasyl gewährt wird? Nutzt dann die Militärpolizei mal eben ihr Hausrecht, um nach der Dublin II-Verordnung die Gestrandeten nach Italien, Bosnien oder aufs Mittelmeer zurückzuverfrachten?

Ebenfalls kein Scherz, sondern die bittere Wahrheit ist, dass die Hannoversche Landeskirche sich das Anliegen des Militärbischofs bereits zu Eigen gemacht und an alle Gemeinden ein Formblatt zur Übertragung des Hausrechtes versandt hat (Mitteilung G 16/2013). Der Brief des Militärbischofs und das Schreiben der Hannoverschen Kirchenleitung können eingesehen werden unter (<http://www.devianzen.de/Mitteilung.pdf>). Dagegen regte sich allerdings Widerstand in den niedersächsischen Gemeinden. Der ist auch dringend nötig, denn es steht zu befürchten, dass Militärbischof Dutzmann mit seinem Anliegen auch alle anderen evangelischen Landeskirchen belästigt hat – wo das Schreiben aber offensichtlich stillschweigend im Papierkorb gelandet ist.

– Beispiel 2: Bundeswehrgottesdienst in der Dresdner Frauenkirche

Am 30. April 2014 fand in der Dresdner Frauenkirche ein Musikalischer Gottesdienst mit dem Wehrbereichsmusikkorps III der Bundeswehr statt. Abgesehen von der Pikanterie des Ortes bestand der Skandal der Veranstaltung nicht darin, dass Soldaten an einem Gottesdienst teilnahmen, sondern in erster Linie in folgendem: Eingeladen hatten nämlich das Landeskommando Sachsen, das Sächsische Ministerium des Innern und die Stiftung Frauenkirche Dresden. Auf den Websites des Landeskommandos und des Innenministeriums konnte man diese Einladung auch genau so sehen, auch wenn im Nachhinein die Stiftung Frauenkirche sich versucht hat damit herauszuwinden, dass sie selbstverständlich die Einladende sei. Das stimmte aber eben nicht. Das Militär und der Staat in Gestalt des Innenministeriums luden zum Gottesdienst und Soldaten haben ihn gestaltet – nicht als Mensch und Christ, sondern als Christ und Soldat.

Die Militärmusik der Bundeswehr formuliert ihren Auftrag wie folgt: „Die Musik gibt den Soldaten das Gefühl: Wir gehören zusammen. Viele Menschen mögen die Musik der Bundeswehr: Auch in anderen Ländern. Darum macht die Bundeswehr oft Konzerte. Das hilft auch, damit die Menschen die Bundeswehr gut finden.“

Gottesdienste sind aber grundsätzlich keine Orte der Imagepflege, sondern Orte der Verkündigung, des Lobes und Dankes Gottes. Gedankt werden sollte in diesem Gottesdienst laut Auskunft der Einladenden – ursprünglich – der Bundeswehr für ihren Einsatz beim letzten sächsischen Hochwasser, auch das ein typischer Zug neuerer Imagepflege.

Katastrophenschutz ist aber gar keine genuin militärische Aufgabe und es ist auch nicht einzusehen, weshalb ein Dankgottesdienst nur dem Einsatz der Bundeswehr gelten sollte und nicht den zahlreichen freiwilligen zivilen Helfern, die dafür teilweise sogar Urlaub genommen hatten.

Wegen der Problematik dieses Gottesdienstes regte sich beizeiten Protest in Gestalt eines öffentlichen Einspruchs, initiiert vor allem von ehemaligen sächsischen Bausoldaten.

Der Einspruch löste immerhin eine öffentliche, auch breit in den Medien geführte Debatte aus. Christoph Dieckmann kommentierte in der ZEIT den Gottesdienst unter der Überschrift „Garnisonkirche Dresden“ (eine raffinierte Anspielung auf Deutschlands sinnlosestes Kirchenbauprojekt) so:

„Bundeswehr, sächsisches Innenministerium und die Stiftung Frauenkirche laden ein zur Gotteslästerung. Milder kann ich es nicht nennen. Die Einlader hingegen sprechen von einem ‚musikalischen Gottesdienst‘“ (Quelle: ZEIT online 24. April 2014).

Auf der Facebookseite des Reservistenverbandes wurde ausdrücklich für Erscheinen in Uniform geworben. Ich weiß seitdem, dass im Reservistenjargon UTE für

Uniformtrageerlaubnis steht. Der öffentliche Protest hatte immerhin eine Diskussionsveranstaltung in der Unterkirche der Frauenkirche im Anschluss an den Gottesdienst zur Folge. Die öffentliche Diskussion zeigte aber auch, dass die (theologische) Problematik dieses „musikalischen Gottesdienstes“ nur schwer zu vermitteln ist.

– Beispiel 3: Die Afghanistan-Handreichung der EKD

Mit diesem abschließenden Beispiel schlage ich den Bogen zurück zum eingangs genannten Leitmotiv: Schriftauslegung im öffentlichen Raum als evangelische Kernkompetenz. Viele werden es gar nicht bemerkt haben: Zu Anfang dieses Jahres veröffentlichte die EKD eine Stellungnahme zum Afghanistan-Krieg – pünktlich zum beginnenden Abzug der deutschen Truppen.<sup>7</sup> Schon der gewählte Zeitpunkt ist also merkwürdig und man fragt sich: Warum jetzt?

Seit der Friedensdenkschrift von 2007<sup>8</sup> habe ich mir angewöhnt, EKD-Texte von hinten, von der Liste der MitarbeiterInnen her, zu lesen. Weiß man, wer einen Text verfasst hat, weiß man in der Regel auch ungefähr, was einen erwartet. Wie schon bei der Friedensdenkschrift haben auch an diesem Text u.a. Vertreter von CDU/CSU, SPD und FDP mitgearbeitet, außerdem z.B. Generalleutnant a.D. Rainer Glatz und der Militärbischof Martin Dutzmann. Andererseits fehlen Vertreter der innerkirchlichen Friedensarbeit wie der Friedensbeauftragte der EKD Renke Brahm oder MitarbeiterInnen der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kriegsdienstverweigerung (EAK). Dieselbe Selbstbeschränkung ließ sich schon bei der EKD-Friedensdenkschrift konstatieren, was umso merkwürdiger ist, als dort im Vorwort durch den damaligen Ratsvorsitzenden Wolfgang Huber noch der Anspruch erhoben wurde: „In Denkschriften soll nach Möglichkeit ein auf christlicher Verantwortung beruhender, sorgfältig geprüfter und *stellvertretend für die ganze Gesellschaft* formulierter Konsens zum Ausdruck kommen.“ (a.a.O. S. 8) – ein Anspruch, über den man nicht genug meditieren kann. Nicht nur gibt es in der Gesellschaft keinen Konsens in der Friedensfrage, vielmehr eine Mehrheitsmeinung in der Bevölkerung, die der Mehrheitsmeinung des Parlaments entgegengesetzt ist<sup>9</sup>, es fragt es sich auch, ob es überhaupt *kirchliche* Aufgabe ist, einen *gesellschaftlichen* Konsens zu formulieren. Anders, nämlich theologisch, gesagt: Wie verhält sich eigentlich die Zusage, „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ zu sein (Mt 5,13-14) zu dem Bemühen, dem Gott dieses Äons (2.Kor 4,4) gefallen zu wollen?

Überaus seltsam ist auch der Titel der Afghanistan-Handreichung „Selig sind die Friedfertigen“. Es handelt sich natürlich um ein Zitat aus der Bergpredigt (der vollständige Vers – Mt 5,9 – ist dann auch dem Vorwort vorangestellt)<sup>10</sup>, aber in einer merkwürdig altertümlichen Übersetzung, nämlich der der unrevidierten Lutherbibel. Luther hatte den Begriff der „Friedfertigen“ als Übersetzungsäquivalent zu griech. *eirēnopoioi* (wörtl. „Friedensmacher“) neu gebildet und in der ersten Vollbibel 1534 auch in einer Randbemerkung verdeutlicht, was er unter den Friedfertigen versteht, nämlich die den Frieden verfertigen, ganz im Sinne des griech. Urtextes. In den letzten knapp 500 Jahren hat aber ein

---

<sup>7</sup> „Selig sind die Friedfertigen“. Eine Stellungnahme der Kammer für Öffentliche Verantwortung der EKD. Der Einsatz in Afghanistan: Aufgaben evangelischer Friedensethik (EKD-Texte 116), Dezember 2013.

<sup>8</sup> Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Eine Denkschrift des Rates der EKD, Gütersloh 2007.

<sup>9</sup> Der designierte evangelische Militärbischof Sigurd Rink hat kürzlich in einem epd-Interview die Ablehnung von Militäreinsätzen in der Bevölkerung als „nachvollziehbare[n] Reflex“, bezeichnet, verständlich zwar, weil „gespeist aus den deutschen Erfahrungen im 20. Jahrhundert“, aber eben ein Reflex: etwas, das unwillkürlich geschieht, ohne Nachzudenken. Im selben Interview rät Rink zu einer Abkehr vom deutschen „Sonderweg“ und begründet dies mit einer bemerkenswerten Volte: „Dennoch werbe ich dafür, wegzukommen von einem deutschen Sonderweg. Gerade angesichts seiner mitunter verheerenden Sonderrolle im vergangenen Jahrhundert muss Deutschland sich fragen lassen, wie es seine Verantwortung in der Europäischen Union und der Nato in internationalen Zusammenhängen am besten wahrnehmen kann.“ (epd 120/2014).

<sup>10</sup> Am Ende des Vorwortes wird der Bibelvers noch einmal aufgenommen, allerdings mit einer falschen Stellenangabe (Mt 5,10).

Bedeutungswandel von „friedfertig“ hin zu friedlich, harmlos stattgefunden, dem die Revision der Lutherbibel von 1984 Rechnung trägt, indem sie *eirēnopoioi* sachlich zutreffend mit „Friedensstifter“ wiedergibt.<sup>11</sup>

Der erste Satz des Vorwortes lautet: „Die deutsche Beteiligung am internationalen Einsatz in Afghanistan geht ihrem Ende entgegen.“ Man spürt förmlich die Erleichterung, sich künftig mit diesem heiklen Thema nicht mehr so intensiv beschäftigen zu müssen. Weiter heißt es: „Die Stützpunkte werden geräumt, die Truppen ziehen ab. Über Art und Umfang einer Folgemission für Afghanistan ist politisch noch nicht abschließend entschieden. Von einem Frieden in Afghanistan kann aber nicht die Rede sein. So stellt sich auch angesichts der dramatischen Situation im syrischen Bürgerkrieg sehr aktuell die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen eines militärischen Eingreifens zum Schutz der leidenden Zivilbevölkerung. Ein politischer Ausweg aus dem Dilemma zwischen humanitärer Schutzverantwortung einerseits und der Einsicht in die tiefe Zweideutigkeit der militärischen Mittel andererseits ist nicht absehbar.“ (S. 7). Dieser erste Abschnitt offenbart bereits etliche Selbstbeschränkungen, denen sich die Kammer bei der Bearbeitung des leidigen Themas Afghanistan unterworfen hat. Der Begriff „Krieg“ wird im Zusammenhang mit Afghanistan konsequent vermieden, an seine Stelle treten diverse Euphemismen, der „Einsatz“ ist „international“ (Glück gehabt, wir sind ja nicht allein verantwortlich). Nur einmal, S. 37, erscheint der Begriff Krieg, aber, zum Zwecke der Ironisierung, in Anführungszeichen.<sup>12</sup> Explizit wird unterstellt, die „Mission“ geschehe aus „humanitärer Schutzverantwortung“, Fragen nach Ursachen, Zwecken oder Profiteuren des Afghanistan-Krieges werden gar nicht erst gestellt.<sup>13</sup> Neu an der Handreichung ist, dass der an der Friedensdenkschrift noch so überschwänglich gepriesene Konsens sich hier, wo es konkret wird, nicht mehr ohne weiteres herstellen ließ. Allerdings bleibt der Dissens systemimmanent und entzündet sich nur an der Frage der Reichweite des Selbstverteidigungsrechts. Das Maximum an Kritik, zu dem sich die EKD in der Lage sieht, findet sich auf S. 17: „*Ein Teil der Kammer* kommt zu dem kritischen Urteil, dass die Legitimität der Fortsetzung einer Intervention situativ immer wieder sorgfältig überprüft und unter Umständen revidiert werden muss.“ Worum es in diesem substanzlosen Papier eigentlich geht, findet sich dann erst S. 41 im Abschnitt über die Aufgaben der Soldatenseelsorge (§41): „Zu den Kernaufgaben der Militärgeistlichen gehören neben der Seelsorge Gottesdienste, Andachten und Rüstzeiten. Angesprochen werden auch Soldatenfamilien. Das christliche Angebot trägt dazu bei, den Alltag zu strukturieren und Raum für seelische Rekreation zu bieten. Junge Soldatinnen und Soldaten werden in Afghanistan mit existenziellen Grenzerfahrungen konfrontiert. Militärgeistliche helfen bei der Bearbeitung und Einordnung solcher Erfahrungen.“ Bündiger ist Militärseelsorge als Wehrtüchtigung selten formuliert worden. Damit ist dann auch klar, was der eigentliche (und vermutlich einzige) Zweck dieses EKD-Papieres ist: die Unverzichtbarkeit der Militärseelsorge herauszustreichen, auf dass der Staat weiter für sie zahle.<sup>14</sup> Von daher erschließt sich auch der merkwürdige Titel der Schrift: Selig, das sind wir selber, denn wir sind friedfertig. Wir tun nix, wir wollen nur weiter mitspielen.

---

<sup>11</sup> Die Titelwahl ist umso befremdlicher, als in der Kammer für öffentliche Verantwortung mit Christine Gerber auch eine gestandene und hochkompetente Neutestamentlerin sitzt. Vielleicht war dem Gremium die korrekte Übersetzung aber auch einfach nur peinlich, weil man sie als – allzu devote – Charakterisierung der Bundeswehr hätte missverstehen können.

<sup>12</sup> In Syrien herrscht aber selbstverständlich Bürgerkrieg.

<sup>13</sup> Die geostrategische Lage Afghanistans kann sich jede/r durch einen Blick auf die Landkarte leicht selbst vergegenwärtigen. Davon abgesehen besitzt Afghanistan nach Bolivien, wo die sozialistische Regierung den Abbau leider verstaatlicht hat, die weltweit größten Lithiumvorkommen. Lithium ist eines der Schlüsselemente für Informationstechnologie und Elektromobilität.

<sup>14</sup> Dazu noch einmal Sigurd Rink (epd 120/2014): „Wir können uns nicht völlig davon frei machen, dass mit der Verkleinerung der Bundeswehr auch eine Reduzierung in der Militärseelsorge verbunden ist. Das ist bislang sehr moderat, denn es wurde ausgezeichnet verhandelt. Man geht von derzeit 104 auf künftig 95 Seelsorger.“

Wer bisher von diesem Text nichts mitbekommen hat, ist in guter Gesellschaft. Der Text ist, von seinem eigentlichen Zweck abgesehen, theologisch und politisch-analytisch so erschreckend dürftig, dass nicht nur in der Gesellschaft keine Debatte darüber stattgefunden hat, sondern auch innerkirchlich nicht. Gleichwohl sollte man den Text – wenigstens innerkirchlich – zur Kenntnis nehmen. Dass eine (meine!) Kirche theologische Armseligkeit (und ihre öffentliche Zurschaustellung) zur Methode erhebt, darf uns als Christinnen und Christen nicht gleichgültig sein.

Dr. Uwe-Karsten Plisch  
Referent für Theologie, Hochschul- und Genderpolitik  
ESG-Geschäftsstelle Hannover